

HERAUSGEGEBEN VON: EMIL FUCHS - WALTER BREDENDIEK
WALTER FEURICH - MANFRED HAUSTEIN - KARL KLEINSCHMIDT
GERHARD LOTZ - HANS MORITZ - BRUNO THEEK
HERBERT TREBS - KURT WIESNER - GÜNTER WIRTH

MITBEGRÜNDET VON:
AUG. DE HAAS† - JOH. LEIPOLDT† - WOLFG. SACHSE†



Wolter Feurich

Karl Barth zum 80. Geburtstag (10. Mai 1966)

Karl Barth hat immer wieder auf die uns Theologen aufgebundene Sache verwiesen und uns zur Nüchternheit und Sachlichkeit erzo-gen. Dennoch sei es mir erlaubt, an den Anfang dieses Gedenkaufsatzes einige persönliche Bemerkungen zu stellen.

Nach menschlichem Ermessen — es mag aber sein, daß Gottes Vorsehung dabei im Spiele gewesen ist — wäre ich ohne Karl Barth und seine Schriften niemals Theologe geworden. Die Tradition meiner Familie stand an sich dagegen. Ich hatte den Konfirmandenunterricht bei einem liberalen Pfarrer mehr oder weniger um der bürgerlichen Konvention willen hinter mich gebracht, als mir beim Besuch eines kleinen Dresdner Antiquariates zwei Hefte der Schriftenreihe „Theologische Existenz heute“ in die Hände fielen. Vor allem das Heft 9, das den Titel trug: „Karl Barth — Offenbarung, Kirche, Theologie“ ließ mich bei der Lektüre nicht los. Da hieß es zum Beispiel: „Erkenntnis von Offenbarung beginnt nicht immer mit Klarheit, sie kann an Klarheit zunehmen, sie sollte es. Sie kann aber an Klarheit auch wieder abnehmen. Sie beginnt aber unter allen Umständen mit Gewißheit. Entweder Gott hat gesprochen, oder er hat nicht gesprochen. Hat er gesprochen, dann hat er unüberhörbar gesprochen. Dann ist zum Beispiel die Frage nach seinem Dasein und Wesen entschieden und nur a posteriori zu beantworten...“

Von der Kirche hieß es, sie sei keine religiöse Gesellschaft, „sondern dies Eine begründet und erklärt die Kirche, darin ist sie wahrhaft groß und wahrhaft klein: daß der Mensch auf Gott hört; hört, weil Gott zu ihm geredet und was Gott zu ihm geredet hat. Wo dies geschieht, da ist die Kirche, auch wenn sie nur aus zwei oder drei Menschen bestünde, auch wenn diese zwei oder drei gar nicht zur Elite und nicht einmal zum guten Durchschnitt, sondern vielleicht zum Auswurf der Menschheit gehören würden...“ Von der Theologie hieß es, daß sie die schönste, aber auch die schwierigste Wissenschaft sei, die freieste, aber auch die gebundenste, daß sie aufhören müsse, Theologie zu sein, wenn sie sich selbst rechtfertigen wollte und könnte. Sie existiere aber unter dem Gericht Gottes. „Eben darum kann es nicht anders sein, als daß sie sich auch selbst richten muß, nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nach dem Maßstab, der identisch ist mit ihrem Existenzgrund, also nach Gottes Offenbarung und also konkret nach der Heiligen Schrift. Und eben dies: die immer wieder notwendige und gebotene Selbstprüfung der Kirche am Maßstab des göttlichen Wortes ist die besondere Funktion der Theologie in der Kirche.“ Dann las ich auch, sie sei eine bestimmte Funktion in der Liturgie der Kirche; aber auch den manchen schockierenden Satz: „Eine Kirche ohne ordentliche Theologie müßte über kurz oder lang notwendig eine heidnische Kirche werden.“

Mir war damals nicht klar, wer eigentlich dieser Karl Barth war. Ich erfuhr manches über ihn durch den führenden Theologen der sächsischen Bekenntenden Kirche Karl Fischer, der einer der vielen Schüler Barths war. Erst nach 1945 konnte ich Karl Barth persönlich begegnen.

Diese Frage nach Karl Barth bewegt heute noch viele Theologen, nicht nur evangelische, sondern auch römisch-katholische und russisch-orthodoxe; aber auch „Weltkinder“: Journalisten, Politiker, Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen. Das westdeutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ zum Beispiel beschäftigte sich in seiner Ausgabe vom 23. Dezember 1959 relativ



Karl Barth in Dresden (1947)

sachkundig mit Karl Barth. Die Titelseite brachte sein Bild mit der unvermeidlichen Pfeife und der Unterschrift „Gottes fröhlicher Partisan“. Die amerikanische Zeitschrift „Christian Century“ gab ihm mehrmals die Möglichkeit, über ein Dezennium seines Lebens zu berichten. Der Schweizer Jesuit Hans Urs von Balthasar, der Karl Barth ein umfangreiches theologisches Werk widmete, nennt ihn einen „vor Eifer verbrennenden, vom Unverständnise umringten, immer mehr eingeengten Jeremia“. Für den linken (dahlemitischen) Flügel der Bekenntenden Kirche war er während des Kirchenkampfes „der Lehrer der Kirche“; für viele seiner jüngeren Schüler, besonders auch aus Übersee, ist er „Väterchen Barth“. Es bleibt auch nicht aus, daß wir ihn unter uns als Karolus Magnus zu bezeichnen pflegen. Einer meiner marxistischen Freunde, der ihm während der Emigrationsjahre in der Schweiz begegnete, nennt ihn „einen der beiden bedeutendsten Menschen“, die er in seinem langen Leben kennenlernte. Er ist tatsächlich ein „menschlicher Mensch“, wie er ein lebendiger Christ ist.

Barth war während des ersten Weltkrieges Pfarrer der aargauischen Gemeinde Safenwil in der Schweiz. Er war nicht nur ein eifriger Prediger, sondern auch ein treuer Seelsorger seiner Gemeinde. Als in seiner Gemeinde ein Lohnstreik der Strickerinnen notwendig wurde, versuchte er, für sie mit den Fabrikherren zu verhandeln. 1915 war er, der Sohn eines Theologieprofessors, aktives Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz geworden. Auch die bürgerliche Annäherung, Gott interpretieren zu können, empörte ihn. So vertiefte er sich in den Römerbrief des Apostels Paulus. 1917 erschien eine erste Auflage der von ihm verfaßten Erklärung zum Römerbrief in der Schweiz, die wenig Beachtung fand. 1919 erschien die deutsche Ausgabe durch Vermittlung des Münchner Pfarrers Georg Merz beim Christian-Kaiser-Verlag, im September 1921 eine völlig umgearbeitete zweite Auflage — inzwischen hat die Auflage wohl 25 000 Exemplare erreicht. Über der Predigttafel des Pfarrers, der das in der Bibel bezugte Wort Gottes für den konkreten Menschen als Gottes Rede wirksam zu machen hat, erkannte Barth das Ungenügende der rein historischen Exegese und die Notwendigkeit der Erneuerung von Auslegung und Verkündigung. Entscheidend für die ersten Jahre seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit blieb ein Absatz aus dem Vorwort der zweiten Auflage des „Römerbriefes“: „Wenn ich ein ‚System‘ habe, so besteht es darin, daß ich das, was Kierkegaard den unendlich qualitativen Unterschied von Zeit und Ewigkeit genannt hat, in seiner negativen und positiven Bedeutung möglichst beharrlich im Auge behalte. ‚Gott ist im Himmel und du

auf Erden. Die Beziehung *dieses* Gottes zu *diesem* Menschen, die Beziehung *dieses* Menschen zu *diesem* Gott ist für mich das Thema der Bibel und die Summe der Philosophie in Einem. Die Philosophen nennen diese Krisis des menschlichen Erkennens den Ursprung. Die Bibel sieht an diesem Kreuzweg Jesus Christus. Trete ich nun an einen Text wie den Römerbrief heran, so tue ich das unter der vorläufigen Voraussetzung, daß dem Paulus bei der Bildung seiner Begriffe die ebenso schlichte wie unermeßliche Bedeutung jener Beziehung mindestens ebenso scharf vor Augen gestanden sei wie mir, wenn ich mich jetzt des aufmerksamen Nachdenkens seiner Begriffe befleißige...

Vom Römerbrief führte ein konsequenter Weg bis zur „Kirchlichen Dogmatik“, die uns bisher in zwölf Bänden vorliegt. Entscheidend war dabei seine Lehrtätigkeit in Göttingen, Münster Bonn und Basel, seine aktive Mitarbeit in der Bekennenden Kirche während des Kirchenkampfes von 1933 bis 1935 und seine Vortragstätigkeit und vielfältige Predigerwirksamkeit — heute nur noch vor den Insassen der Basler Strafanstalt. Kirchengeschichtlich gesehen besäßen wir ohne Karl Barth vermutlich nicht die Barmer Theologische Erklärung; ohne seinen „Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik“ wäre mancher seiner ehemaligen Schüler heute noch dem gottlosen Antikommunismus verhaftet.

Barth schreibt in seinem Bericht über das Dezennium 1928—1938: „Das positiv Neue war dieses: Ich hatte in diesen Jahren zu lernen, daß die christliche Lehre ausschließlich und folgerichtig und in all ihren Aussagen direkt und indirekt Lehre von Jesus Christus als dem uns gesagten Wort Gottes sein muß, um ihren Namen zu verdienen und um die christliche Kirche in der Welt zu erbauen, wie sie als christliche Kirche erbaut sein will... Meine neue Aufgabe war, alles vorher Gesagte noch einmal anders, nämlich jetzt als eine Theologie der Gnade Gottes in Jesus Christus durchzudenken und auszusprechen. Ich kann nicht verschweigen, daß ich in der Bearbeitung dieser Aufgabe — ich möchte sie als christologische Konzentration bezeichnen — zu einer in erhöhtem Sinn kritischen Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition, auch mit den Reformatoren, auch mit Calvin geführt worden bin. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich in dieser Konzentration alles viel klarer, unzweideutiger, einfacher und bekenntnismäßiger und zugleich doch auch viel freier, aufgeschlossener und umfassender sagen konnte als vorher, wo ich weniger durch die kirchliche Tradition als durch die Eierschalen einer philosophischen Systematik — mindestens teilweise gehemmt war.“

Man hat Karl Barth immer wieder vorgeworfen, seine christologische Konzentration habe seine Anteilnahme an den Ereignissen der Welt verringert. Dem ist weder tatsächlich noch grundsätzlich so. Er selbst schreibt in dem gleichen Bericht dazu: „Aber wie dem auch sei und wie man es auch deuten möge: Die Gefahr einer abstrakten Weltverneinung, der mich einige offenbar verfallen sehen, ist heute wohl weniger als je meine Sorge, sondern ich muß es als Tatsache registrieren, daß ich in diesen letzten zehn Jahren zugleich sehr viel kirchlicher und sehr viel weltlicher geworden bin.“ Zwei Beispiele aus dem politischen Alltag sollen dies unterstreichen. Als Beilage zu der Zeitschrift „Die Zukunft“ (Aug. 1945) erschien das Protokoll über eine Begegnung zwischen deutschen Antifaschisten und protestantischen Freunden Karl Barths in seiner Basler Wohnung im Jahre 1944. An diesem Gespräch nahmen die deutschen kommunistischen Emigranten Wolfgang Langhoff, Hans Teubner, Bruno Goldhammer, Dr. Heinz Mode und Bruno Fuhrmann teil, Karl Barth hatte die Rechtsanwälte Arnold und Salomon, Dr. Würzburger und seinen Kollegen Fritz Lieb eingeladen. Seine Mitarbeiterin Fräulein Charlotte von Kirschbaum führte das Protokoll. Das Ergebnis war die Gründung eines „Nationalkomitees Freies Deutschland“ in der Schweiz. In dem Gespräch zerstreute Karl Barth Bedenken hinsichtlich der Orientierung auf „Fernziele“ der jeweiligen Partner als Hindernis für den gemeinsamen antifaschistischen Kampf und als Grund gegen die „Zusammenarbeit im Tagesgeschäft“.

Am 14. November 1954 hielt Barth in Wiesbaden eine Rede beim Staatsakt der Hessischen Landesregierung anlässlich des Volkstrauertages. Er erklärte dabei u. a., daß jeder, der das Gedenken an 1933—1945 und die damals gefallenen Opfer ehrlich feiern wolle, aufgerufen sei zu erkennen, welche Unternehmungen heute zu einem dritten Weltkrieg führen müssen. Er nennt erstens die Wiederaufrichtung eines deutschen Obrigkeitsstaates, in welchem es den Bürgern aufs neue nur beschieden sein soll zuzustimmen, zu gehorchen und zu marschieren, nachdem höheren Ortes nicht ohne Fern- und Nahwirkungen wirtschaftliche Mächte über sie beschlossen haben — zweitens die Wiederbewaffnung Westdeutschlands im Rahmen einer antiöstlichen Militärallianz unter amerikanischer Führung, die darum als solche eine Kriegsdrohung ist, weil es unmöglich ist, daß sich die Gegenseite durch sie nicht offensiv bedroht fühlen muß — drittens im Zusammenhang damit: die Aufspaltung Deutschlands und also der europäischen Mitte, zu deren Beseitigung unter jenen Voraussetzungen nur eben ein neuer Krieg dienen könne...

Wir maßen uns nicht an, in diesen wenigen Zeilen dankbaren Gedenkens Werk oder Persönlichkeit Karl Barths dargestellt zu haben. Eines können wir aber sub specie aeternitatis bezeugen: Er ist ein Lehrer des Wortes Gottes, und wir sind gewiesen, auf ihn zu hören.